

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 53 (1966)
Heft: 17

Artikel: Heinrich Federer in unserer Schule
Autor: Fanger, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-534242>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

änderten Situation. Ihre Lehr- und Erziehungsarbeit im Kindergarten, in der Volksschule, in der Mittelschule bis hinauf zur Universität ist heute unangefochten. Auch auf der Mittel- und Oberstufe der Primarschule sehen wir mehr und mehr Frauen. Der Mann wendet sich vermehrt anderen Berufen zu. Die Frau springt in die Lücke. Ob damit alle gefühlsmäßigen Ressentiments der männlichen Kollegen aufgehoben sind, bleibe dahingestellt. Sie treten auf alle Fälle nicht mehr so offen zutage.

Uns interessiert in diesem Zusammenhang die Frage, wie die lehrende Frau von heute den großen Anforderungen der neuen Berufssituation gerecht wird. In fachlich-wissenschaftlicher, in geistig-seelischer, in gesundheitlicher und in menschlicher Hinsicht wird durch diesen Einsatz der Lehrerin sehr viel gefordert.

Es ist ja das große Anliegen des Vereins katholischer Lehrerinnen der Schweiz, ihren Mitgliedern in allen diesen Bereichen weiterzuhelfen. Man blättere nur die Jahresberichte und Programme der einzelnen Sektionen durch! – Dann wird man gewahr, wie umfassend Bild und Aufgabe der Lehrerin von heute gesehen wird, wie sehr dieser ganzheitlichen Erfassung Genüge getan wird durch Vorträge, Kurse, Studientagungen und Exerzitien.

Die Lehrerin von heute wirkt im allgemeinen gelöst und froh. Sie spielt sich nicht auf. Sie setzt sich überall ganz ein, im Beruf und in der Freizeit. Wieviel gewinnen doch die Standesvereine durch die Mitarbeit der Lehrerin! In Referaten, Kursen und Zirkeln verschenkt sie Erfahrung und Wissen. In Besprechungen «unter vier Augen» klärt sie auf und teilt geistiges Leben mit. Sie berät dabei Mütter in Erziehungsfragen und wird dabei oft zur Mitwisserin geheimster Nöte. Mit allen Schichten der Bevölkerung kommt sie in Kontakt. Durch Weiterbildung in Glaubenskursen wird ihr auch der Weg zur Katechese geöffnet. Sie zeigt auch sportliche Interessen, und zur Welt der Kunst hat sie den Zugang gefunden. Sorgend und mitverantwortlich für die kommende Welt steht sie in der Mitte der Gemeinde oder ihres Schulkreises, ein arbeitender, betender, ein glaubender, hoffender und liebender Mensch. In schlichter Eleganz ist sie allem Eigenbrötlerischen abhold. Wissend um menschliche Not, wird sie auch den Kollegen im Schulhaus verstehende Gefährtin sein, die mit Humor und mit fraulichem Charme selbst unangenehme Situationen

meistert, Spannungen löst und ein Gefühl der Heimatlichkeit schafft für Lehrer und Schüler, eine frohe Atmosphäre ohne jede Spur von Sentimentalität.

Sie legt dabei den Akzent bewußt auf die Kräfte des Gemütes und auf ihre Strahlungskraft als mütterliche Frau. Weitgehend vermißt das Kind heute die Mutter. Hier eine Lücke zu schließen ist ein Gebot der Zeit an die lehrende Frau von heute. Durch ihr Da-Sein als mütterliche Frau vermag sie viel zu retten, was sonst – ohne Liebe – dem Tode verfallen wäre.

Damit wird die lehrende Frau aller Zeiten ihrem Auftrag gerecht, Mittlerin des Lebens zu sein. Denn höchstes Leben ist Geist.

Heinrich Federer in unserer Schule

Josef Fanger, Stalden-Sarnen

Dürfen wir es uns leisten, persönlich und sogar mit unsren Schulen den 100. Geburtstag Federers (6. Oktober) stillschweigend vorübergehen zu lassen? Wir täten ihm und dem katholischen Schrifttum schweres Unrecht. Diesen Frühling stieß ich in einer Frauenzeitschrift auf einen literaturgeschichtlichen Beitrag über Schweizer Schriftsteller um die Jahrhundertwende. Heinrich Federer war wenigstens gnädig genannt worden. Andere Dichter hatten sich mit Zeiterscheinungen kritisch auseinandergesetzt; dieses große Verdienst bleibe ihnen unbenommen. Wahrscheinlich aber entging dem Verfasser, daß Federers Problemkreise überzeitlich, ewig menschlich sind und bleiben, und das ist mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr. Versuchen wir, in diesem Jahr Federer unsren Schülern etwas näherzubringen. Die folgenden Ausführungen mögen als Anregungen zu eigenem Gestalten gewertet werden.

Die einzelnen Lebensabschnitte Federers – geboren 1866 in Brienz, Übersiedlung nach Sachseln, Jugend und Studentenjahre, Kaplan in Jonschwil, freier Schriftsteller mit vielen Heilkuren in der Schweiz und in Italien, sein Sterben 1928 – lassen sich aus seinen eigenen Erzählungen genauer abgrenzen und vervollständigen (Am Fenster. Aus jungen Tagen).

Für die Schule aber ergeben sich noch andere Gesichtspunkte, die wir an den einzelnen Beispielen aus dem reichen Lebenswerk des Dichters belegen und womit wir Verständnis wecken können. Auch hier müssen einige praktische Hinweise genügen. Dem Lehrer muß es überlassen werden, die Werke Federers zu lesen, zu sichten und die Beispiele unsrer jeweiligen Schulstufen und deren Fassungskraft anzupassen. Der Erfolg hängt hier wie immer davon ab, mit welchem Lehrgeschick und wieviel Empfühlung wir unser Anliegen anbringen. Wir dürfen dabei aber zwei Extremen nicht verfallen: Federer, wie es so häufig geschieht – als unzeit- und unschulgemäß abzulehnen und ihn darum überhaupt nicht zu erwähnen, – oder dann den Dichter und sein Werk zu zerreden, auszulau- gen. Wo holt Federer seinen Stoff her? Immer wieder schildert er die Mutterliebe in allen Farben, aber nie süßlich. Neben seinem Vater zeichnet er eine Reihe Väter, die auf ganz verschiedene Weise ihr Leben und ihre Probleme mit ungleichem Erfolg zu meistern suchen. Der Wunsch aller Väter, das, was ihnen versagt blieb, einmal im Sohn erfüllt zu sehen, äußert sich zum Beispiel zeitlos und ergreifend im «Vater und Sohn im Examen».

Immer wieder erscheinen auch ganze Familien mit ihren Alltagen in Höhen und Tiefen (Berge und Menschen). Aus Federers Werken und seinen Briefen strahlt eine tiefe Auffassung von Freundschaft und Treue, wie ihm auch das Vaterland ein hoher Begriff bedeutet. Kein Buch, aus dem sich dies nicht mehrfach belegen ließe. Seine Liebe aber gilt daneben der wilden Größe in der Landschaft (Innerschweiz oder Umbrien), in Sturm und Regen, wie dem kleinen Dasein einer Blume oder eines Kätzchens. Meisterlich zeigt er echtes und falsches Christentum; gesund und unaufdringlich, herb wie Bergkräuter, wirkt seine Religion. Es dürfte schwer halten, einen Schriftsteller mit dermaßen feiner und treffender Psychologie zu nennen; Federer röhrt erstaunlich oft an Dinge, die auszuloten eigentlich erst der heutigen Tiefenpsychologie vorbehalten schienen (Regina Lob). Seine Heiligen bleiben stets erdverbunden und sympathisch (Sisto e Sesto. Das letzte Stündlein des Papstes. Das Wunder in Holzschuhen. Spitzbube über Spitzbube). Wie greifbar treten etwa Pfarrer Bischoff und sein Gegenspieler Corneli vor uns hin, wie räsoniert und betet das Mätteliseppi!

Wie haarscharf kennt er seine Obwaldner:

Wie die Erde, so in vielem die Menschen.

Auch der Obwaldner erscheint uns zuerst viel einfacher, als er ist. Aber auch bei ihm sind offenes, frohes Tal mit tiefer Melchaaschlucht verbunden. Er besitzt eine heitere und gemächliche Überlegtheit und eine ruckweise, energische, trotzige Kraft. Hinter seiner Langsamkeit steckt viel Angriffslust, hinter seinem Zurückhalten viel Leidenschaft. Aus der nüchternen Geschäftigkeit zucken oft Fantasien und Grübeleien und allerlei Originalität hervor, die man da nie vermutet hätte. Aber dieses scheinbar Widerstrebdende bemerkt man kaum, man sieht nur die Mischung, eine Art maßvoller, gebändigter Alltäglichkeit, nichts Auffälliges nach rechts oder links, ein geschicktes, bäuerliches Gehaben in der stillen Mitte.

Ich habe oft studiert, durch welche Naturanlage der Obwaldner eine so gesetzte und beruhigte Art erreicht, und immer wieder bin ich zum gleichen Schluß gekommen: durch angeborene, fast an Schläue grenzende Klugheit und durch eine gewisse Askese des Willens. Jene Klugheit erwägt das Zuviel und das Zuwenig, langsam, zögernd, aber gründlich; diese Askese bröckelt dann vom einen so viel ab und kläubelt dem andern soviel zu, daß man fast unfehlbar im Durchschnitt bleibt. In einem eigenwilligen, in seiner Art stolzen und wohl respektierten Durchschnitt! Auf diese Art werden freilich keine neuen Welten entdeckt, aber auch keine alten verdorben.

Der Obwaldner weiß zur rechten Zeit zu sagen: Genug! Auch wenn er noch möchte. Der Nidwaldner würde noch eine Stunde zugeben. Mit dem Entlebuch über den Sarner- und Giswileralpen hat Obwalden jahrhundertelang geliebäugelt. Aber zu einer Verbindung mit diesem scharfen und draufgängerischen Käservolk kam es doch wohl nur wegen der obwaldnerischen Vorsicht und Askese nicht. Es war nie Zeit, das Risiko gegen Luzern immer zu groß. Geradezu erkältend berührt, wie man den Peter Amstalden am Schafott abschüttelt. Es klingt auch ganz charaktergemäß, und wenn es nur Sage ist, daß die Obwaldner 1308 mit Körben voll Neujahrsgeschenken den Landenberg bezwungen haben. Auf der Schwanau und dem Rotzberg ging es schon frecher zu. Aber wie die Sarner es praktizierten – unten im Korb waren ja auch Waffen – geschah es doch am gründlichsten. Man denke, den Vogt auf den Knien Urfehde schwören! Der Geßler wird erschossen, der Wolfenschießer mit der Axt erschlagen, aber der Landenberg höflich zum Land hinaus spiedert. Wenigstens ein paar Ohrfeigen – das hätte auch dem Obwaldner Grimm wohlgetan. Aber die Selbstbeherrschung und politische Pfiffigkeit ist größer als alle Rachgier. Also mit ungeschändeten Backen, aber mit glatter Würdelosigkeit und total gebrochener Existenz nimmt der Landenberg den Finkenstrich durch die ganze Ewigkeit der Geschichte.

Alle Kantone haben ihre Hauszwiste, auch Obwalden. Aber mir ist nicht bekannt, daß hier ein Geschlechterstreit zu Justizmorden führte wie im Appenzell oder in Zug. Volk und Herren hieben etwa über die Schnur. Ich kannte noch Männer, die jenem Aprilsonntag beiwohnten, wo der Landsgemeindering die Regierung und ihr Herrenzelt den Hügel hinunterschickte. Aber bald nachher war man doch wieder beim Tedeum gemeinsam in der Dorfkapelle.

Was wäre doch auch für unsere Schüler die Geschichte ein Schmaus, würde sie solchermaßen dargeboten. Ähnlich trifft die Schilderung der Obwaldner Landsgemeinde ins Ziel (Der tolle Hund).

Undenkbar wäre bei Federer etwa B. Shaws beißender Spott. Er wärmt uns mit verstehendem, aber nie oberflächlichem, nie verletzendem Humor. (Lachweiler Geschichten. Spitzbube über Spitzbube). Federer eignet die hohe Kunst der lachenden Wahrheiten, die nur den edlen Charakter kennzeichnet, den Menschen, der durch Leid das Wertvolle, Beständige vom Schein zu scheiden lernte. So stellt er die Dinge an den rechten Platz: nicht zu hoch oder zu tief, weder zu grell ins Licht noch zu schwarz in den Schatten.

In den Schriften Federers stoßen wir auf einen ganz eigenen, nicht verwechselbaren Stil. Beachten wir einmal mit unsern Schülern Federers Satzbau: oft kühn ausschwingend und doch von gläserner Klarheit, dann wieder kurz und wie hingemeißelt. Seine Tunwörter, seine Eigenschafts- und Umstandswörter zeichnen scharf, wirken aber nie gesucht. Man möchte eher meinen, Federer schüttle die Ausdrücke zwanglos aus dem Ärmel. Nicht selten wagt er sich an Neuschöpfungen und fürchtet sich auch nicht, die Mundart inhaltlich gleichwertig einzubeziehen oder umzumodeln:

... diese Askese kläubelt dem andern soviel zu...

... in dieser Nacht mußten diese Menschen und sogar ein Gof für immer und soweit fort.

Jenseits (des Sarnersees) fiel eine Wiese voll Obst zum schwarzen See hinunter. Über dem Wasser rafften sich die Schwändberge in die Höhe. Man hörte von dort einen Bach aus steiler Schlucht herunter sich im See verschlucken. Der Westwind fuhr durchs Laub und zappelte mit hundert Füßen im Gras herum.

Doch seine Art sticht wesentlich von jener Gott helfs ab.

Es empfiehlt sich, in der Schule möglichst oft Federer selbst sprechen zu lassen. Es gilt dabei, die geeigneten Beispiele herauszugreifen, besonders solche, die die Jugend ansprechen. Außer in den großen Romanen finden sich solche Stellen besonders in kleinern Schriften (Vater und Sohn im Examen. Der gestohlene König von Belgien. Mein Tarzisiusgeschichtlein. Am Fenster. Das Wunder in Holzschuhen. Patria. Sisto e Sesto, usw.). Natürlich eignet sich nicht dasselbe für die Primarschule wie für die

Sekundarschule, und Gymnasiasten vertragen wieder andere Kost.

Statt nur vorzulesen oder lesen zu lassen, verteilen wir die Rollen der einzelnen Personen und eines Sprechers auf mehrere Schüler. Sofort belebt sich unsere Lektüre.

Den letzten Klassen der Primarschule stellte ich aus Federertexten (Jugenderinnerungen) einige Stilübungen zusammen; Ziel: Wortschatz. Nach der Lösung der Aufgaben verglichen wir mit dem Text Federers. Bei der Vorbereitung ließ ich die gefundenen Ausdrücke nach Wortarten getrennt notieren. Obwohl jeweils mehrere Wörter zur Auswahl standen, erwies sich, daß Federer in vielen Fällen ganz andere und bessere Prägungen gesetzt hatte. Wir fanden zum Beispiel in «Brand von Kägiswil» den Satz: Die Toten starnten, blickten, schauten aus den Kohlen. Bei unserm Dichter aber heißt es: und die Toten grinsen aus den Kohlen.

1. Der Brand in Kägiswil. (Setze bei jedem – ein passendes Tunwort, bei jedem * ein Eigenschafts- oder Umstandswort ein!)

Wieder in einer * Nacht – uns die Mutter ans Fenster. Eine *, * Röte – zwischen Pilatus und Stanserhorn weit in den Osten hinauf. Der Himmel – aus einer * Wunde. «Es – in Kägiswil,» – die Mutter. Man konnte weder Flammen noch Flammensprühen –. Aber bei dieser * Rosenfarbe mußte man sich das Furchtbarste –. Das Gebälke –, das Dach –, und die Toten – aus den Kohlen. *, * Schrecken – vor meiner Seele. Ich begann zu – und zu –. Männer – vorbei. Man – von Sarnen die Pfarrglocken –. Plötzlich – unsere Gangschelle durchs *, * Haus. Wir – zusammen wie unter einem Blitze. «Sie – die Feuerwehr,» – die Mutter. Das Feuerhorn – jetzt oben im Dorfe, Wagenräder und Pferdehufe – über den * Boden. Die Häuser –, Lichter – hinter allen Scheiben, und die * Rose im Norden – über den halben Himmel. Mir –, die Erde selber beginne zu –. Wie * hatte es –, als mir einmal ein Kerzentropfen aufs * Bein fiel. In was für Höllenqualen mußten die Menschen in * Flammen –. Sie – * wie Fackeln und – genau wie die Tannenknüppel in unserem * Ofen.

2. (Fortsetzung). Ein Brand am * Tage will nichts –. Er – den Eindruck des Schadens. Aber eine Feuersbrunst nachts, auch nur von einem * Holzschuppen, – heillos auf die Nerven. Was am Tage begrenzt –, – nachts ins Grenzenlose. Mir war, als – auch uns Gefahr, wenn ich schon

nicht –, wie und wo. Überall – ich es – und –.
* Mächte mußten in der Nähe –, der Tod – an allen Ecken, die Luft – geisterhaft. Ich – mich wahrhaft, ins Bett zu gehen, und fürchtete mich, am Fenster zu – und in die Röte zu –. Ich wurde erst etwas *, als die Mutter –: «– wir doch ein Vaterunser für die Armen dort. Hoffentlich ist ihre Sache –.» Versichert! Was – das? Darum – doch die Sturmglöckchen, mußte man sich mit * Not zu – suchen und – jetzt vor der Asche, darum war die Nacht doch mit * Schrecken –. Versichert! Ich – nicht, was das –, wenn ich vor Angst beinahe – bin.

3. Der Komet. Das drittemal, da die Mutter mich aus dem Schlaf –, – *, ob es denn schon wieder –. «Ja, und wie!» – die Mutter *. «Oben am Himmel – es. – nur und –! Unser * Herrgott hat ein Feuer –, das Blinden die Augen – müßte.» Mit * Kneien – ich in die Stube hinaus. Ich – sogleich über dem Gebirge im *, * Alpenhimmel ein Gestirn, das einem * Klecks glich mit *, * Schwanze, gerade als hätte der liebe Gott aus Spaß oder Versehen oder auch aus Herrgottsgrimm einen *, * Tropfen seiner Tinte über das Schriftstück –. Uns – dieses sonderbare Feuerzeichen nicht lustig. Es – nicht gutmütig wie der Mond und – nicht wie der * Abendstern. Es –, –, –. Man – sogleich, daß es nicht als Freund am Himmel –. * – es da oben. Wie * – unsere Blicke daran und –: Was willst du von uns?

4. (Fortsetzung) Es war eine Winternacht. * wie der Tod – die * Decke von den Gräten herab und – sich gegen Norden in alle Fernen. Nichts schien zu – als wir drei am Fenster. Eine * Einsamkeit – uns. Wir Kinder – nicht mehr zu –. «Wenn das nur nicht Krieg –», – die Mutter *. «Immer * wird die Welt», – die Mutter. «Letzt-hin haben zwei Buben ihren Vater –, denkt einmal! Un die Mannsleut – nicht mehr in die Kirche und – den Sonntag im Wirtshaus. Und die Weiber – Schnaps.» Tief * – wir Geschwister den Kopf. Mit * Klarheit der Komet auf uns herab. «Auch ihr zwei – immer,» – die Mutter * fort. «Ihr – beim Rosenkranz, aber nachher – ihr * genug und –». Schwer – wir Kinder.

Es folgt leicht gekürzt der eigene Text Federers.

1. Der Brand in Kägiswil. Und wieder in einer tiefen Nacht rief uns die Mutter ans Fenster. Eine breite seltsame Röte dehnte sich zwischen Pilatus und Stanserhorn weit in den Norden hinauf. Der Himmel blutete aus einer großen Wunde. «Es brennt in Kägiswil», lispele die Mutter. «Die

Fabrik!» Das war so entlegen, daß man weder Flammen noch Flammensprühen sehen konnte. Aber bei dieser grausigen Rosenfarbe mußte man sich das Furchtbarste denken. Das Gebälke kracht, das Dach stürzt ein, und die Toten grinsen aus den Kohlen. Entsetzliche, unmögliche Schrecken stiegen vor meiner Seele auf. Männer hasteten vorbei. Man hörte die Pfarrglocken von Sarnen herauf läuten. Plötzlich schrillte unsere Gangschelle durchs weite, öde Haus. Wir zuckten zusammen wie unter einem Blitze. «Sie rufen die Feuerwehr aus dem Schlaf», beruhigte die Mutter. Das Feuerhorn gröhlt jetzt oben im Dorfe, Wagenräder und Pferdehufe rumpelten über den gefrorenen Boden. Die Häuser erwachten, Lichter erglommen hinter allen Scheiben, und die unheimliche Rose im Norden wuchs über den halben Himmel. Mir schien, die Erde selber beginne zu brennen. Wie gräßlich hatte es geschmerzt, als mir einmal ein Kerzentropfen aufs nackte Bein fiel. In was für Höllenqualen mußten nun die Menschen in turmhohen Flammen sich krümmen! Sie lodern lichterloh wie Fackeln und verkohlen genau wie die Tannenknüppel in unserem großen Ofen.

2. Ein Brand am hellen Tage will gar nichts bedeuten. Er macht den Eindruck des Schadens. Aber eine Feuersbrunst nachts, auch nur von einem leeren Holzschuppen, wirkt heillos auf die Nerven. Was am Tage begrenzt erscheint, wächst nachts ins Grenzenlose. Mir war, als drohe auch uns Gefahr, wenn ich schon nicht wußte, wie und wo. Überall hörte ich es knistern und knattern. Böse Mächte mußten in der Nähe sein, der Tod lauerte an allen Ecken, die Luft summte geisterhaft. Ich fürchtete mich wahrhaft ins Bett zu gehen, und fürchtete mich, am Fenster zu bleiben und in die Röte zu blicken. Ich wurde erst etwas ruhiger, als die Mutter gebot: «Beten wir ein Vaterunser für die Armen dort! Hoffentlich ist ihre Sache versichert.» Versichert! Was hilft das? Darum war der Himmel doch wie Blut, läuteten doch die Sturmglöckchen, mußte man sich doch durch Rauch und Glut mit knapper Not zu retten suchen und kniete jetzt vor der Asche, darum war die Nacht doch mit teufelsrotem Schrecken überfüllt. Versichert! Ich verstehe nicht, was das heißt, wenn ich vor Angst fast gestorben bin.

3. Der Komet. Das drittemal, da die Mutter mich aus dem Schlaf rüttelte, fragte ich bange, ob es denn schon wieder brenne. «Ja, und wie!» flüsterte die Mutter feierlich. «Oben am Himmel brennt es. Komm nur flink und schau! Unser langmütiger Herrgott hat ein Feuer angezündet, das Blinden die Augen öffnen müßte!»

Mit zitternden Kneien trippelte ich in die Stube hinaus. Ich gewahrte sogleich über den Gebirgsmassen im eisigen, dunkelblauen Alpenhimmel ein Gestirn, das einem zitronengelben Klecks glich mit langem, züngelndem Schwanze, gerade als hätte der liebe Gott aus Spaß oder Versehen oder auch aus Herrgottsgrimm einen letzten, leuchtenden Tropfen seiner Tinte mit einem Schnörkel über das Schriftstück verspritzt.

Uns dünkte dieses sonderbare Feuerzeichen nicht lustig. Es lachte nicht gutmütig wie Gevatter Mond und tröstete nicht wie der heilige Abendstern. Es zuckte, blitzte, schreckte. Man spürte sogleich, daß es nicht als Freund am Himmel spazierte. Totenstill glühte es da oben weit über die Wölbung hin. Wie gebannt hingen unsere Blicke daran und fragten: Was willst du? großes, brennendes Rätsel, sag an, was willst du von uns?

4. Es war eine Winternacht, kühl und hart wie Kristall. Träge wie der Tod lag die weiße Decke von den Gräten herab über Dorf und Flur und dehnte sich gegen Norden in alle Fernen hinaus. Nichts schien zu leben als wir drei am Fenster. Eine mörderische Einsamkeit umgab uns. Wir Kinder wagten nicht mehr zu reden. «Wenn das nur nicht Krieg bedeutet», seufzte die Mutter leise, «oder eine Krankheit wie die schwarzen Blätter.» «Immer schlechter wird die Welt», klagte die Mutter. «Letzthin haben zwei Buben im Badischen ihren Vater vergiftet, denkt einmal! Und die Mannsleute wollen nicht mehr in die Kirche und verhocken den Sonntag im Wirtshaus. Und die Weiber trinken Schnaps.» Tief bedrückt senkten wir Kinder den Kopf. Mit grausamer Klarheit funkelte der Komet auf uns herab. «Auch ihr zwei zankt immer», predigte die Mutter leise fort.» «Und ihr schlafet ein beim Rosenkranz, aber vor- und nachher mault ihr laut genug und schimpft.» Schwer schnauften wir Kinder, ich Engbrüstiger doppelt schwer.

Daß man solche Übungen auch aus den Werken anderer Schriftsteller zusammenstellen kann, versteht sich, zum Beispiel C. F. Meyer, M. Lie�ert, H. Hesse, Löns usw.

Im Zeichnen versuchen wir nach der Lektüre Federers eine Landschaft, eine Person, ein Ereignis zu gestalten: die Auswanderer, der Komet, der Brand von Kägiswil, Bruder Klaus, das Mätteliseppi und so fort. Ich fragte mich auch schon, weshalb eigentlich keine Vertonung von Federergedichten eine breitere Öffentlichkeit fanden. Komponisten vor zum Federer-Jahr! Es mag allerdings schwierig sein, den besondern Ton, die so eigene Melodie Federers gleichwertig in Melodien einzufangen, ohne daß der Sinn platter wird. Das Bändchen «Ich lösche das Licht» bietet Perlen für verschiedene Schulstufen und Gelegenheiten, zum Beispiel etwa:

Und kämst Du wieder (Weihnachten)

Abend am See

An die Schweiz

Wir Schweizer

Die drei Tellen, u.a.m.

Wer sich für den Stil Federers im besondern interessiert, dem sei empfohlen: Sr. Hildegardis Jud: «Zur Wortkunst Heinrich Federers», Mengingen 1935.

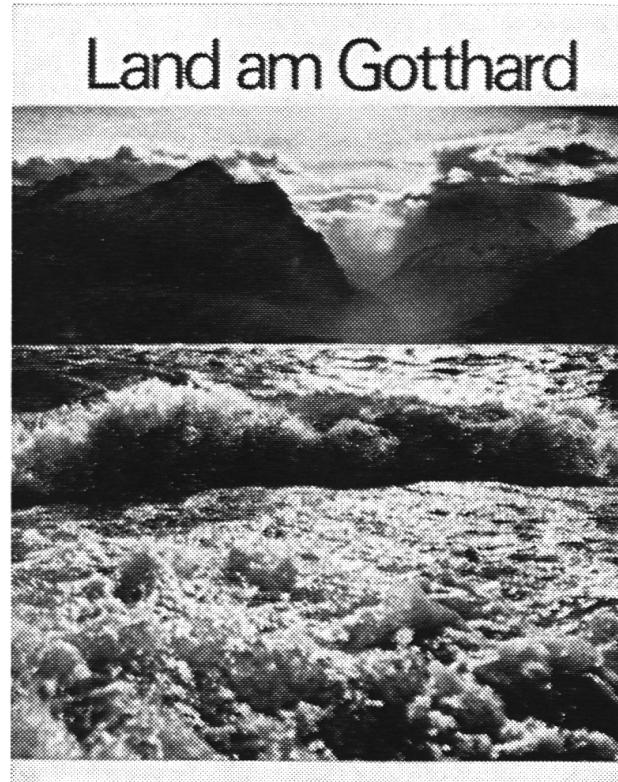
Dankbare Ausbeute finden wir ferner bei: Dr. P. Sigisbert Frick OSB: «Biografie Federers.» Rex-Verlag; «Heinrich Federer, Literarische Studien», Rex-Verlag; «Federer Briefe», Rex-Verlag.

Diese Hinweise mögen für hier genügen. Beschäftigen wir uns als Lehrer zur Abwechslung und im Hinblick auf das Federerjahr etwas ausgiebiger mit unserm Dichter. Es öffnen sich uns

Schönheiten der Seelentiefe, der abgeklärten Weisheit, des lautern Humors, aber auch der geschliffenen und einmaligen Sprache. Federer ist dieser Aufmerksamkeit wert – die Gewinner sind zweifellos wir und unsere Schüler.

Neue geographische Arbeitshefte für die Hand des Schülers

Max Groß, Magdenau



Der Verlag Arp St. Gallen, dessen Geschichtshefte «Laßt hören aus alter Zeit» sich bei den Lehrern und Schülern einer großen Beliebtheit erfreuen, hat die ersten zwei Hefte einer geographischen Reihe herausgegeben. Die neuen Bändchen 2 «Land am Gotthard» und 4 «Wallis» haben ein größeres Format als die geschichtlichen Lesehefte, auf dem laminierten Umschlag glänzt eine ganzseitige fotografische Aufnahme, der Inhalt ist rund 50 Seiten stark. Beim Durchblättern ist man überrascht durch die außergewöhnliche Fülle von Illustrationen, unter denen sich auch farbige Wiedergaben von Fotos und Zeichnungen befinden. Man weiß, daß die Herstellung einer Publikation mit Farbdrucken sehr teuer kommt. Trotzdem ist der Preis so angesetzt, daß sich auch Schulen, die finanziell nicht auf Rosen gebettet sind, die Anschaffung leisten können. (Fr. 1.90 pro Heft, ab 10 Exemplaren.)

Der Aufbau ist im Prinzip derselbe wie in den Geschichtsheften. Eine Erzählung, ein Reiseerlebnis führt das Kind in das geographische Neuland. Es folgen Sachbeschreibungen,